

**DUDEN**

LEA STREISAND

# Berlinerisch

WATT DENN, ICKE?





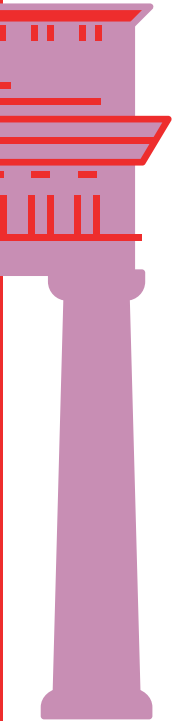


LEA STREISAND

# Berlinerisch

Watt denn, icke?

Dudenverlag  
Berlin





# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	<b>7</b>
<b>Berlinerisch? Berlinisch?</b>	<b>13</b>
<b>Jeschichtliches</b>	<b>16</b>
<b>Örtliches</b>	<b>59</b>
<b>Berliner (Sprach-)Mauer</b>	<b>65</b>
<b>Kunstsprache Berlinisch</b>	<b>77</b>
<b>Speisekarte</b>	<b>102</b>
<b>Regelwerk</b>	<b>107</b>
<b>Alphabetisches Register</b>	<b>117</b>
<b>Quellen</b>	<b>123</b>



# Vorwort

Manchmal gehen Wünsche in Erfüllung, bevor sie ins Bewusstsein treten. Ob ich ein Wörterbuch »Berlinerisch« für den Dudenverlag schreiben möchte? Na und ob!

Ich bin doch die, die im Radio berlinert – seit mehr als zehn Jahren und dafür gleichermaßen geliebt und gehasst wird. Ich erzähle aus meinem Alltag als Berlinerin, Schriftstellerin mit jüdischen Vorfahren, Radfahrerin und Akademikerkind mit Behinderung aus dem Osten schon seit über zwanzig Jahren in Büchern, Kolumnen und auf der Bühne. »Normalerweise hättick ja jesacht, sie soll Schauspielerin wern«, hatte meine Großmutter damals verkündet, »aber mit dem Bumsbeen ...«. Die saloppe Bezeichnung für meine Gehbehinderung fand ich schon damals unmöglich. Meine Großmutter war selbst Schauspielerin *jewesen* und hatte als geborene Kreuzbergerin nie ein Blatt vor den Mund genommen. Ich wollte sowieso lieber eigene Geschichten erzählen, als die von anderen auswendig zu lernen. In der Berliner Lesebühnenszene der Nullerjahre fand ich ein Zuhause. Meine Stimme ist mein kräftigstes Organ. Schon als Kleinkind beeindruckte ich die Fachärzte der Orthopädie, die meine Beine untersuchten, mit meinem tiefen Alt. Auf der Bühne erzeugte ich Komik schon, wenn ich den Mund aufmachte, entweder weil 'ner Langhaarigen *mit so dünne Beene* keiner die Röhre zutraute oder weil Zwanzigjährige schon damals kaum noch berlinerten. Nicht öffentlich jedenfalls und schon gar nicht als angehende Schriftsteller\*innen. Das

Literaturinstitut Leipzig hatte gerade eröffnet und erzog Autor\*innen zu hochsprachlichem Tiefsinn, während die Journalistenschulen der alten Bundesrepublik den Leuten Tempo und Titelfindung beibrachten. Ich studierte lieber Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität. Begriffen in Texten nachzuspüren, das fand ich toll. Das Motiv des Telefons in der Literatur um 1900. Faulheit in den Märchen der Brüder Grimm. Geld bei Ibsen. Melancholie im höfischen Roman der Renaissance. Immer ging es mir darum, die Konstruktion unserer Normalität zu verstehen. Warum morden Frauen in der Literatur mit Gift? Warum glaubt jeder picklige Zwanzigjährige im ersten Semester, er sei Kafka?

Als ich mit Radiomachen anfang, war meine Stimme plötzlich allein, ohne den Körper als Kontrast. Und obwohl ich von Partys in Neukölln und Liebeskummer in Kreuzberg erzählte, hielten die Zuhörer\*innen mich für eine alte Frau. Mitte fünfzig mindestens.

Einmal stand ein Kameramann völlig entgeistert vor mir: »Das geht überhaupt nich«, rief er empört. »Die Stimme! Da passen doch Bild und Ton überhaupt nich zusammen!« Es war nicht ernst gemeint, der Mann war Berliner.

Ich wusste, dass im Osten mehr berlinert wurde als im Westen. Dass Berlinisch in der DDR von Intellektuellen und Arbeitern selbstbewusst gesprochen wurde, während es im Westen als unfein galt. Mir war klar, dass ich bei Tucholsky gelernt hatte. »Wie Sie mir hier sehn, bin ich nämlich aust Fensta jefalln. Wir wohn Hochpachterr, da kann sowat vorkomm. Es ist wejn den Jleichjewicht.«<sup>1</sup>

Schreiben braucht Intuition, weil Texte auch immer intuitiv erfasst werden. Wir wissen, ob wir etwas mögen oder nicht, *das ham wir im Jefühl*. Woher die *Jefühle* kommen, wissen wir allerdings selten. Anfangs machte ich Wörterlisten und notierte alles, was mir einfiel: *Mischpoke, meschugge, mittenmang. Bulette, Pfannkuchen, Eierkuchen*. Zuerst wollte ich das Buch nach Sachthemen ordnen: Menschen, Essen, Orte. Aber wo sollte ich anfangen? Im Osten? Im Westen? Bei mir? Damit, dass Berliner keine Süßspeise sind? Oder sollte ich alphabetisch vorgehen? »Wer A sacht, muss janischt«, hieß ein Kapitel.

Am Ende hab' ich dasselbe gemacht wie immer, wenn ich nicht weiterweiß: Ich las Bücher von anderen, die sich schon mit dem Thema beschäftigt hatten. Wenn die Literaturwissenschaft mich eines gelehrt hat, ist es Demut: Man ist nie die Erste. Jeden klugen Gedanken in deinem Kopf hatten andere schon vor dir – tausendmal tiefsinniger. Jede Idee ist nur eine Frage, auf die es tausend Antworten gibt. Walther Kiaulehns »Der richtige Berliner« von 1965<sup>2</sup> ist eine Fundgrube an Redewendungen, aber sein Geraune über den angeblich so tiefwurzelnden Berliner Humor war mir zu wenig. Die schmalen Bändchen »Französisch im Berliner Jargon« und »Jiddisch im Berliner Jargon«<sup>3</sup> gaben amüsante Einblicke in die Sprachgeschichte. Jens Biskys Biografie einer großen Stadt<sup>4</sup> brachte mich zur ersten deutschen Germanistikprofessorin Agathe Lasch, die in den Zwanzigern die ältesten erhaltenen Korrespondenzen von Berlinern aus dem Mittelalter auswertete. Quellenstudium, dachte ich, das isses. So landete ich bei dem Gedichtband »Ick kieke, staune, wundre mir«<sup>5</sup>, den mein Lesebühnenkollege Thilo Bock mit anderen vor Jahren herausbrachte.

Im ersten Kapitel »Jeschichtliches« werden die Ursprünge des »Berliner Unwillens« erklärt und die Zugezogenen vergangener Jahrhunderte vorgestellt, die das Berlinische erst zur Weltsprache machten. Im zweiten Kapitel »Örtliches« beweise ich, dass die Imageunterschiede der Sprache in den verschiedenen Bezirken der Stadt mehr mit dem Wetter zu tun haben als mit der Berliner Mauer 1961 bis 89. Die ist Thema des dritten Kapitels. Im fünften gibts Essen, am Schluss etwas Grammatik, aber die ist nicht mein Fachgebiet. Das vierte Kapitel »Kunstsprache Berlinisch« schrieb ich als letztes.

Matthias Heines Kulturgeschichte der Jugendsprache<sup>6</sup> bestätigte meinen Verdacht, wonach das Berlinische im zwanzigsten Jahrhundert zur gesamtdeutschen Jugendsprache avancierte. Aber warum? Die Frage ließ mich nicht mehr los. Und dann stieß ich auf die Beatles. *Den Rest müsstä selba lesen.*

Ich danke meiner Redakteurin Ilka Pescheck vom Dudenverlag für die Betreuung des Projekts, ihr großes Vertrauen und ihre endlose Geduld mit mir. Ebenso danke ich meiner Familie für Rückhalt, Zuversicht, gute Witze und warmes Essen. Meiner Agentin Franziska Günther von der Agentur Graf & Graf gilt mein herzlicher Dank für die Vermittlung dieser Zusammenarbeit.





# Berlinerisch? Berlinisch?

## Große Stadt – große Klappe

Das Berlinerische heißt eigentlich Berlinisch, aber das spricht sich schlecht und sprechen ist wichtig, »wejen die Vaständjung«, wie es bei Tucholsky<sup>7</sup> heißt. Berliner\*innen haben viel zu sagen, um ihre Meinung gebeten werden sie selten. Für'n guten Witz verkaufen wir »unser Oma ihr klein Häuschen«<sup>8</sup>, aber für Höflichkeit *ham wa*, wie »die Großstadt schreit: Keine Zeit! Keine Zeit! Keine Zeit!«<sup>9</sup>

Das liegt vor allem daran, dass Berlin so groß ist wie ein breitgelatschter Eierkuchen (siehe auch ↑ Pfannkuchen). Unter dreißig Minuten kommst du hier nicht mal aus deinem Viertel raus. Manche sagen auch Kiez, aber für mich klingt Kiez nach Reeperbahn und die gehört nun tatsächlich nicht zu Berlin (↑ Kiez, Karree, Viertel), auch wenn man vom Berliner Hauptbahnhof mitunter schneller nach Hamburg kommt als nach Potsdam, weil die S-Bahn ständig streikt.

## Tach,

mein Name ist Streisand, *ick* (↑ ick, icke) bin eine *soje-nannte* Waschechte. Die meisten berlinischen Redensarten habe ich von meiner Großmutter, die mir auch Nähen, Stricken und Skatspielen beibrachte. Wir nannten sie Mütterchen. »Kann man nich meckern!« war bei Mütterchen Ausdruck solider Anerkennung. Berliner\*innen sind allergisch auf Lob. Gefühle werden ironisch verklausuliert, weil *nich jemeckert is jenuch jelobt*.

Bei leiser Kritik sagte Mütterchen: »Schon mehr je-  
lacht!« Und wenn ein Unternehmen so *richtich* in die Hose  
gegangen war (oder wenn sie ein mieses Skatblatt hatte),  
dann murmelte sie: »Scheen is anders.«

Mütterchens höchste Anerkennung äußerte sich in dem  
Satz »Eens ruff mit Mappe!«, wenn ich ihr eine sauber  
gesteppte Hose oder einen fertig gehäkelten Topflappen  
zeigte. Das Lob ging zurück auf ihre preußische Erziehung,  
wonach Schüler\*innen bei guter Leistung im Klassenraum  
eine Bank *uffrücken* durften, *mit Schulmappe und Stulln-  
tasche*, also Ranzen und Vesperbox, bis die Streber ganz  
vorne am Lehrerpult saßen und die Bengels *janz* hinten die  
letzte Bank zerlegten.



Meine Großmutter wurde 1912 am Urban in Kreuzberg geboren, wuchs in Oranienburg auf, ging am Zoo auf die Schauspielschule und kam nach 1945 als Schauspielerin und Regieassistentin ans Deutsche Theater in Mitte. Sie lebte 93 Jahre in fünf verschiedenen Staaten. Fast immer am selben Ort – in Berlin. Im hohen Alter ließ ihr Gedächtnis nach, Namen verschwammen, Uhren verloren ihren Sinn, aber die Redensarten, die blieben.

## Metrolekt

Linguistisch ist das Berlinische ein sogenannter Metrolekt, von griechisch *metropolis*, berlinerisch *Muttastadt*. Berlin ist wie der wackelige Herd in Mütterchens Küche in der Lichtenberger Platte. *Alle kommen ran, jeder bringt watt mit und wennde jehst, kriegste nochn Stullnpaket hintaherjeworfn* (siehe auch ↑ *Stulle mit Brot*). Anders als Soziolekte ziehen sich Metrolekte durch alle Bevölkerungsschichten und Berufsgruppen. Durch hohe Fluktuation der Stadtbevölkerung (Zuzüge, Wegzüge, Gentrifizierung) verändern sich Metrolekte zudem schneller als andere Mundarten.

Für eine Berliner Sprachsuppe nehme man eine kräftige niederdeutsche Basis mit slawischem Wurzelgemüse und lasse sie 300 Jahre lang köcheln. Sodann fülle man den Topf bis zum Rand mit Sächsisch. Rühren! Im Laufe der folgenden Jahrhunderte füge man in rascher Folge zwei Eimer Französisch, drei Pfund Jiddisch, bisschen Latein, bisschen Wienerisch, bisschen Englisch hinzu. Gewürzt wird das Ganze mit Türkisch, Arabisch oder Schwäbisch nach Geschmack. Mahlzeit!